Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 404. **Mittwoch** den 9. August 1893. 87. Jahrgang.

Amtliche Bekanntmachungen.

Bekanntmachung.

Der unten beschriebene Kaufmann **Karl Cohn** von hier ist seit dem 24. vor. Mts. verschwunden. Derselbe, welcher im Besitze von etwa 6000 ℳ in zwei 1000-Mark-Scheinen, 35 100-Mark-Scheinen und verschiedenen kleineren Gelde war, hat zuletzt am 24. Juli d. J. von Leipzig aus Nachricht gegeben, daß er in die Gegend von Torgau und Eilenburg reisen werde. Seitdem ist Nachricht von ihm nicht eingegangen.

Es wird um Nachricht zu den Acten — J. III c 920/93 — ersucht, sobald über den Verbleib des Cohn etwas ermittelt wird.

Beschreibung.

Religion: mosaisch, Alter: 21 Jahre, Größe: Meter ca. 1,72, Haar: schwarz, ganz kurz geschnitten, Stirn: niedrig, Augenbrauen: schwarz, Augen: braun, Nase: dick und stumpf, Mund: gewöhnlich mit aufgeworfenen Lippen, Bart: kleiner schwarzer Schnurrbart, Zähne: vollständig, Kinn: rund, Gesichtsbildung: rund und voll, Gesichtsfarbe: braun gebrannt, Gestalt: kräftig, Sprache: deutsch, Kleidung: schwarzer Cheviot-Jacket-Anzug, helle Cravatte, hellbrauner Ueberzieher, steifer Filzhut. Silberne Anker-Remontoiruhr mit goldener Kette Nr. 2515.

Halle a/S., den 4. August 1893.

Der Erste Staatsanwalt.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 9. August.

Am Sonntag schrieb der „Vorwärts“ zur Verherrlichung des **Züricher „Arbeiterparlaments“** in einem Artikel, der, beiläufig bemerkt, in seinem geschmacklosen Byzantinismus an die Hymnen auf landesväterliche Geburtstage in den kleinsten Blättchen der kleinsten Staaten erinnert, Folgendes: „Hier (auf dem Socialistencongreß) das Menschheitsideal, Fortschritt, Glück und Freiheit für alle, die leuchtende, lächelnde Zukunft, in der alle Menschen eine Familie sind, ein Volk von Brüdern und Schwestern, von Gleichen und Freien“. Das war, wie gesagt, am Sonntag. Am Montag wurde auf demselben Congreß geprügelt. Diese Thatsache räumt sogar der „Vorwärts“ ein, wenn er auch, wie es einem Hofblatt geziemt, die beschönigende Wendung gebraucht, es seien „Tumultuanten hinausgebracht“ worden. Das vom Congreß im Voraus entworfene Familienbild muß also, wie die socialdemokratische Gesellschaft, in die „lächelnde“, sonst aber sehr wenig scharf umrissene Zukunft verwiesen werden. Vorerst regiert an Stelle der „Freiheit für Alle“ der Wille der Führer, und die Brüder (vielleicht auch Schwestern), die es an der wünschenswerthen Loyalität fehlen lassen, werden „hinausgebracht“, nachdem, wenn auch nicht die Kanonen gesprochen, so doch die Fäuste „brüderliche Liebesbeweise“ gegeben haben. Ultima ratio regum, der blutig geschlagene deutsche Reichstags-Abgeordnete Ulrich hat Gelegenheit, die Auffassung, daß der Appell an die Waffen eine ausschließlich der capitalistischen Welt anhaftende Barbarei sei, compressenaufliegend zu berichtigen. Er wird sich aber auch sagen müssen, daß die Prügelei in der Züricher Tonhalle mindestens kein ärgerer Gewaltact war, als der Mehrheitsbeschluß, dem sie folgte. Man hat die Anarchisten und Unabhängigen als völlig fremdartige Elemente ausgeschlossen, obwohl die Verwandtschaft klar zu Tage liegt und häufig anerkannt wird. Ja, noch in der allerletzten Zeit wurden in einem amtlichen Schriftstück der deutschen Socialdemokratie drei amerikanische Anarchisten — Leute, die sich selbst als solche bezeichnen — „Genossen“ genannt. Und der Deutsche Bebel war der Führer der Mehrheit, die den Anarchisten und Unabhängigen das Recht bestritt, an dem „Proletariercongreß“ theilzunehmen. Herr Bebel hat sich dabei überdies in Widerspruch mit einer offenkundigen Wahrheit gesetzt, als er behauptete, die (deutschen) Unabhängigen seien nichts Anderes als Anarchisten. Erst vor wenigen Wochen haben die Berliner Unabhängigen einen scharfen Strich zwischen sich und den Anarchisten gezogen. Aber Anarchisten oder Unabhängige, selbst die Anarchisten hatten ein von der Brüsseler Conferenz ihnen zugesichertes formelles Recht auf Zulassung, und ein ebenso starkes moralisches gründet sich auf die zum Ueberdruß wiederholte und gerade auch von Bebel in der letzten „großen“ Socialistendebatte im Reichstag abgegebene Versicherung, die socialdemokratische Partei sei eine „wissenschaftliche“, in fortgesetzter Entwickelung und Umgestaltung ihres Wesens („Mauserung“) begriffene Partei. Wie verträgt sich damit die Aechtung einer Richtung, die, vorausgesetzt, an einem Puncte angelangt ist, von dem die offizielle Socialdemokratie doch nicht sagen kann, daß sie auf dem Wege ihrer „wissenschaftlichen“ Weiterentwickelung niemals zu ihm gelangen werde? So gut sie das fünfundzwanzig Jahre lang als Palladium hochgehaltene eherne Lohngesetz über Bord geworfen, so gut kann sie das fallen lassen, was sie heute von den Anarchisten trennt. Die Behandlung, welche dieselben in Zürich erfahren haben, paßt um so weniger zu dem von Bebel im Reichstag entworfenen Selbstbildniß, als es sich auf dem Congreß, wenigstens formell, nur um eine taktische Frage gehandelt hat, nämlich um die Theilnahme oder Nichttheilnahme der Socialrevolutionaire an der Gesetzgebung der Staaten. Völlig gleicher Meinung ist man über diesen Punct auch in der socialdemokratischen Orthodoxie nicht, ja nicht einmal in der Reichstagsfraction. Was Bebel mit seinem Antrag bezweckt hat, ist freilich klar. Man darf eine äußerliche Gemeinschaft mit den Anarchisten nicht unterhalten, weil deren unbequeme Aufrichtigkeit eine große Zahl der „Genossen“ und alle „Mitläufer“ vom socialdemokratischen Banner fortscheuchen würde. Aus diesem Grunde wird der jüngere Bruder öffentlich verleugnet, er wird aber zugleich beschwichtigt, indem man — und zwar durch den Mund desselben Herrn Bebel — in der Eröffnungsversammlung dem Bürgerthum (wir citiren nach dem „Vorwärts“) zurufen läßt: „Wehe Euch, wenn der letzte Schlag fällt!“ An dieser Verheißung können sich selbst die Manen eines Reinsdorff genügen lassen.

Von dem in einigen Wochen zusammentretenden **Katholikentage** war eine Beseitigung des Schismas erwartet worden, das im Centrum während der Berathung der Militairvorlage zum Ausbruche gekommen ist, dessen wahre Gründe jedoch auf ganz anderem Gebiete zu suchen sind. Bemühungen, die Kluft, die sich zwischen den drei Gruppirungen innerhalb der Partei aufgethan, zu überbrücken, sind auch jetzt noch im Gange. Die Aussichten auf einen Erfolg derselben aber haben sich merklich verschlechtert. Zwar ist es gelungen, in Schlesien die fronditische Bewegung zum Stillstand zu bringen oder wenigstens zu einem Waffenstillstand. Das Blatt der dortigen Fronde hat seinen Kampf gegen das führende Organ der Partei in der Reichshauptstadt eingestellt. Um so schlechter aber liegen die Dinge in dem westfälischen Recrutirungsbezirk des Ultramontanismus, und die Blätter, die nach der Niederlage des Herrn v. Schorlemer bei den letzten Reichstagswahlen bereits triumphirend aufgejubelt, müssen erkennen, daß sie zu früh triumphirt und zu wenig die zähe Art der Westfalen in Betracht gezogen hatten. Mit der Begründung eines eigenen Blattes hat der Freiherr von Schorlemer-Alst den Kampf mit der Lieber'schen Richtung auch auf dem publicistischen Gebiete aufgenommen, und der Briefwechsel mit dem Bischof von Münster, der in diesen Tagen durch die Veröffentlichung des Antwortschreibens des Letzteren bekannt geworden ist, zeigt, daß er sich auch durch den gegenüber anderen Persönlichkeiten stets wirkungsvollen Terrorismus der Geistlichkeit nicht schrecken läßt. Unter diesen Umständen wird dem diesjährigen Katholikentage wieder eine größere Bedeutung zufallen, nur daß das Interesse jetzt in einer anderen Richtung liegt, als in frühern Jahren. Damals pflegte man auf diesen großen Paraden des streitbaren Ultramontanismus die Parolen für die folgenden parlamentarischen Campagnen zu erhalten. Diesmal werden die Verhandlungen den Gradmesser bilden für den Fortschritt des Zersetzungsprocesses, in dem die Partei seit dem Ableben ihres alten Generalstabschefs sich befindet.

Aus den bereits von uns wiedergegebenen Depeschen aus Apia, wonach auf **Samoa** der längst erwartete Kampf mit dem Prätendenten Mataafa am 8. Juli erfolgt ist und mit dem Rückzuge des Unruhestifters nach der Insel Maneum geendet hat, ist zweierlei hervorzuheben. Gegen den vertriebenen Häuptling griffen zum ersten Male deutsche und englische Kriegsschiffe gemeinsam ein und entwaffneten sämmtliche Aufrührer. Die Cooperation der Kriegsschiffe ist von größter Bedeutung und wird auf die Samoaner und die dort wohnenden Fremden einen tiefen Eindruck machen. Hoffentlich bethätigt sich das Zusammengehen der Vertragsmächte auch fernerhin, wodurch den bisherigen Wühlereien von gewissen Seiten der Boden entzogen würde. Nicht ohne Bedeutung ist es, daß Deutschland, welches, den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend, die gegebene Vormacht sein sollte, mit zwei Kriegsschiffen betheiligt war; auch kann es nicht übersehen werden, daß, als es zum Eingreifen kam, ein nordamerikanisches Kriegsschiff nicht anwesend war, obwohl die bevorstehenden Kämpfe schon seit Langem angekündigt waren. Man kann sich der Vermuthung nicht entschlagen, daß die Regierung von Washington sich mit der Beorderung eines Kriegsschiffes nach Apia nicht übereilt hat, um in den Augen der besiegten Partei noch immer das Ansehen als eine Art Schutzmacht zu erhalten. Nachdem ein Theil des kampflustigen Inselvolkes entwaffnet ist, sollte man auch den anderen Theil noch entwaffnen und nur dem Könige zu äußerer Prunkentfaltung eine bewaffnete Ehrenwache lassen.

Wohin wir in der habsburgischen Monarchie unsere Blicke richten, überall sehen wir das Deutschthum von den mit ihm zusammenlebenden andern Völkerschaften des Kaiserstaates bedroht und zurückgedrängt, selbst in Landestheilen, welche noch vor 20 bis 30 Jahren vorwiegend, wo nicht fast ausschließlich deutsch gewesen sind. So herrschte auch in der Jahresversammlung, die der **slowenische** Cyrill- und Method-Verein, der Mittelpunct der südslawischen Agitation mit dem Sitze in Laibach, dieser Tage abgehalten hat, großer Jubel über die bisher dem Deutschthum gegenüber erzielten Erfolge. Der Verein besteht jetzt 8 Jahre und in dieser Zeit ist seine Mitgliederzahl auf 12 000 angewachsen. Ortsgruppen zählt er 123. Bisher hat er 60 000 fl. seinen Zwecken zugeführt. Sein Hauptaugenmerk richtet er auf die Slowenisirung des Volksschulunterrichtes. Der Nachwuchs soll nicht deutsch lernen, damit in den slowenischen Gebieten keine Deutschen mehr ihr Fortkommen finden können und lauter slowenische Beamte angestellt werden müssen. Im Allgemeinen hat die slowenische Landbevölkerung für diese Bestrebungen wenig Verständniß. Sie legt vielmehr auf die Erhaltung des deutschen Volksschulunterrichtes Werth. Wäre die Slowenisirungsbewegung lediglich auf den Eifer der Landbevölkerung angewiesen, so würde sie kaum nennenswerthe Fortschritte machen. Allein die Geistlichkeit, die aus Antipathie gegen das liberale Deutschthum es mit dessen Gegnern hält, verhilft der Bewegung durch ihren großen Einfluß und durch ihre rastlose Thätigkeit von Erfolg zu Erfolg. In den Ortsgruppen des Cyrill- und Method-Vereins, in den katholisch-politischen Vereinen, in den meisten deutschfeindlichen Zeitungsredactionen, überall leiten Geistliche die slowenische Agitation. Sie bringen das slowenische Landvolk dazu, daß es um slowenischen Unterricht einschreitet. Es wird ihnen allerdings nicht leicht, die vom Gesetz geforderte Zahl von Bittstellern aufzutreiben, da das Landvolk die angebliche Schädlichkeit des deutschen Unterrichtes nicht einsehen will, allein die Sendlinge des Cyrill- und Method-Vereins wissen da mit Schlichen und Schwindeleien nachzuhelfen. Sie vervollständigen die Unterschriften auf den Eingaben, wenn es nicht anders geht, mit den Namen von Leuten, die keine schulpflichtigen oder auch gar keine Kinder haben. Diese rücksichtslosen Slowenisirungsbestrebungen haben dem Deutschthum schon schweren Schaden zugefügt. Der deutsche Besitzstand geht beständig zurück. Krain haben die Deutschen bereits verloren und in Untersteiermark, dessen ehemals deutsche Städte heute alle gemischtsprachig sind, behaupten sie sich nur mit Mühe gegen den slowenischen Ansturm, der jetzt auch schon das bisher vom nationalen Streite noch ziemlich verschont gebliebene Kärnthen bedroht und bei der Natur des deutschen Michels auch dort leider voraussichtlich das Deutschthum ins Wanken bringen und schließlich, sofern die dortigen Deutschen sich nicht kräftig aufraffen, hinwegfegen wird.

In **Rußland** gilt, mag er an sich auch eine noch so anrüchige Persönlichkeit sein, bis zum Beweis des Gegentheils allein der Stockrusse für einen waschechten Patrioten, während Deutsche, Finnländer und Polen, wie Beispiele in Massen lehren, schon ihrer Geburt nach Verräther am theuren russischen Vaterlande sind. So sind auch neuerdings wieder zahlreiche Verhaftungen von Polen, denen man politische Vergehen vorwirft, vorgenommen worden. Wie diese Verhaftungen stattfinden, davon nur eine Probe: Anfang Juni verlor ein Bahnbeamter (Russe) Namens Mettler aus Mlawa ein von der Polizei verbotenes Buch auf der Straße, das von einem Gensdarmen aufgehoben wurde. Befragt, auf welche Weise er das Buch erhalten hätte, sagte Mettler nach kurzem Besinnen, sein College Jakubowski (ein Pole) habe es ihm gegeben. Der betreffende Pole, der aber von der Existenz des Buches erst erfuhr, als er in den X. Pavillon (das Untersuchungsgefängniß für politische Gefangene) geschickt wurde, sitzt heute noch daselbst, während Mettler sofort in Freiheit gesetzt wurde. Ebenso befinden sich ein junger Arzt und viele Studenten im X. Pavillon „wegen politischer Vergehen“. Ein polnischer Provisor, der bemerkte, daß er von russischen Geheimpolizisten beobachtet und überwacht wurde, beabsichtigte Rußland zu verlassen. Doch wollte er nicht gehen, ohne sich von seiner Mutter zu verabschieden. Bei seiner Mutter wurde er verhaftet und nahm auf dem Wege ins Gefängniß ein starkes Gift zu sich, so daß er alsbald seinen Geist aufgab. In den letzten beiden Monaten haben mehr als 30 Personen im X. Pavillon ein unfreiwilliges Domicil gefunden. Die sieben Geistlichen aus dem Kiewer Seminar befinden sich seit April noch daselbst, und wie viele sind schon ein Jahr und mehrere Monate dort, ohne daß ihnen der Proceß gemacht wird! Die russische Justiz läßt sich eben viel Zeit.

Schon wiederholt haben wir unseren Lesern Meldungen über das Entlassungsgesuch des **armenisch-gregorianischen** Patriarchen Aschikian übermittelt; über die Ursache zu diesem Entlassungsgesuch des einflußreichen Kirchenfürsten verlautet indeß erst jetzt Näheres. Bekanntlich soll jedes zweite Jahr eine armenische National-Versammlung einberufen werden, um den Nationalrath zu wählen,

Feuilleton.

In des Reiches Ostmark.

10] Roman von B. W. Zell.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Aber nein, er durfte nicht unterliegen, eher sterben. Und dann richtete er sich plötzlich hoch auf, und die schmalen Lippen preßten sich energisch auf einander — war es nicht Schwäche, Feigheit, an Tod, statt an männliches Ueberwinden der Versuchung zu denken?

Weltlust und Liebesglück, die Erfüllung priesterlicher Gelübde und Entsagen, übermenschliches Ueberwinden oder feige Flucht aus dem Leben — das war der Kreislauf, in welchem die Gedanken Constantin Breski's immer wieder zum Ausgangspunct des Grübelns gelangten. In sein dumpfes Sinnen tönt das Gekreisch der Fiedeln, die auf dem Marktplatz des Fleckens zum Tanz aufspielen, das wilde, mißtönende Jauchzen trunkener Männer, ausgelassener Weiber. Und plötzlich kommt ein anderer, klarer Ton dazwischen — im Kirchlein auf der Anhöhe wird das Ave geläutet, und unplötzlich verstummt auch die kreischende Tanzmusik, mitten im tollen Wirbel halten die Tänzer inne, um aufs Knie zu sinken, das Kreuz zu schlagen und ein Ave zu beten.

Auch der junge Geistliche betet. Aber während sich nur mechanisch die Lippen bewegen und der Geist noch immer grübelnd und schwankend nach einem Halt, einer Stütze sucht in der Noth dieses bitteren Seelenkampfes, durchzuckt plötzlich ein Gedanke sein fieberndes Hirn, der an seinen erhabenen Freund und Gönner, Bischof Stefanski, Aniela's Oheim. Ja, wenn er noch lebte, der hochwürdige Kirchenfürst — beseligend wäre es ihm, in der Beichte das übervolle zuckende Herz auszuschütten, sich anzuklagen, von ihm Buße zugemessen zu erhalten — Buße und Vergebung. Er, der Hochsinnige, würde alles verstehen und dem jungen, irrenden Gefährten ein schützender Hafen sein, in dem er ankern könnte; er würde nur zu sagen brauchen: „Sieh mich an, auch ich bin ein Mensch mit Fleisch und Blut wie Du, auch ich bin jung gewesen und hatte Herz und Sinn für alle Genüsse des Lebens und bin doch ein rechter Priester geblieben, der seine Wünsche und Begehren zu zügeln wußte, der entsagen lernte. Sieh mich an, und wandle wie ich!“

Und wunderbar — bei dieser Erinnerung kam plötzlich Ruhe und Fassung über den jungen Priester. Seine Hände falteten sich, und inbrünstig murmelten die Lippen: „Dein Geist umschwebt mich, Erhabener — Du schützest mich — so nimm denn mein feierliches Gelübde: ich will in Deinen Fußstapfen wandeln, ich will ein würdiger Diener der Kirche werden, wie Du es alle Zeit warst.“

Noch eine Weile wandelte Constantin auf und nieder, aber immer klarer ward sein Auge, immer heiterer der Ausdruck seiner Züge. Als die Dämmerung begann sich herniederzusenken und man in der Propstei die Lichter anzündete, schritt er langsam ins Haus zurück, bereit und stark, Aniela ruhig und freundlich wie einer theuren Schwester entgegenzutreten.

Im Hofe lief ihm athemlos ein halbwüchsiger Bursche entgegen, grüßte demüthig, indem er den Saum des Rockes des Geistlichen küßte, und fragte hastig, wo der hochwürdige Propst zu finden sei.

„Was giebt's?“ fragte Breski freundlich.

„Der alte Küster liegt im Sterben und verlangt nach den heiligen Sterbesakramenten“, berichtete der Bursche eilig.

„So warte hier — ich werde Hochwürden benachrichtigen.“ Damit trat der junge Priester ins Haus, um den Propst aufzusuchen, den er in angeregter Unterhaltung im Kreise von Amtsbrüdern und Freunden fand. Constantin erbat sich, die heilige Handlung zu übernehmen, und der Propst stimmte diesem Vorschlage sofort zu.

„Wird nicht mehr viel zu beichten haben, der arme Kerl“, sagte er gutmüthig. „Seit Jahren durch eine Lähmung an das Lager gefesselt, schien er mir bei meinen öfteren Besuchen fast stumpfsinnig. So gehen Sie denn in Gottes Namen.“

An der Thür trat dem Fortteilenden Aniela entgegen.

„Man sieht Sie heute gar nicht, Hochwürden, und vorhin beim Mahl erschienen Sie mir so bleich — Sie leiten doch nicht?“ fragte sie mit herzgewinnender Freundlichkeit. Er schaute sie ruhig und frei an.

„Nein, Fräulein Aniela, es ist vorüber. Haben Sie Dank. Jetzt ruft mich eine ernste Pflicht.“ Er reichte ihr die Hand und eilte fort.

Zehn Minuten schritt er in Amtstracht, voran der Meßner mit dem Glöckchen, quer über den Marktplatz des Dorfes mitten durch die tanzenden, zechenden Gruppen des Volkes hindurch. Aber wo die Glocke des Ministranten ertönte, ward es auch im lärmendsten Haufen todtenstill, den Tanzenden steckte der Fuß, die Zecher ließen das erhobene Glas sinken und alle beugten mit entblößtem Haupt ehrfürchtig das Knie, das Allerheiligste zu ehren.

Der Priester hatte sein Ziel, eine der letzten Hütten des Dorfes, erreicht, als eben die ersten, bleichen Sterne am sommerlichen Abendhimmel sichtbar wurden. Eine weinende Alte lief ihm entgegen, umfaßte und küßte seine Kniee.

„Er stirbt, Hochwürden — endlich hat die heiligste Jungfrau ein Einsehen mit seinen Leiden und will ihn erlösen. An die sechzig Jahre haben wie zusammengeleht, und er war ein so guter Mann. Nie hat er mich geschlagen, nie war er betrunken — und doch will er durchaus nach beichten. Was kann er für Sünden haben, der gute Mann?“

Breski beruhigte die Weinende mit milden Worten und unterbrach ihren Redefluß, indem er in die niedere, dumpfe, von einem qualmenden Lämpchen erhellte Stube trat. Ein zottiger Hund fuhr ihm kläffend entgegen und weckte mit seinem Gebell die Hühner, welche feinwärts auf einer Stange schliefen und nun flügelschlagend aufkrähten. Das störte wieder die Nachtruhe der Borstentiere, die in einem Verschlage des offenen Hausflurs Unterkommen gefunden hatten, und grunzend fuhren sie empor, die keifende Stimme der Alten übertönend, welche das Gethier zur Ruhe bringen wollte und dadurch den Lärm nur noch vermehrte. Der Meßner schaffte endlich Abhilfe, indem er die Frau und den Hund ergriff und beide hinausterrte.

Der Sterbende schien von alledem nichts vernommen zu haben. Das eingesunkene Greisenantlitz, das da mit geschlossenen Augen in den hochgethürmten Federkissen fast verschwand, blieb unbeweglich, als wäre die Starre des Todes bereits eingetreten. Als aber der Priester sich herniederbeugte und mit lauter Stimme den Segensgruß sprach, zuckte es in den versteinten Zügen, die tiefliegenden Augen öffneten sich, und mühsam murmelten die Lippen den frommen Spruch nach. Dann klang es angstvoll: „Beichten, Hochwürden, beichten!“

Konstantin belebte den Sterbenden durch etwas feurigen Wein, den er vorsorglich mitgebracht, und verhüllte dann sein Angesicht, um die Beichte entgegenzunehmen.

„Ich höre, mein Sohn“, sagte er mild.

Der Kranke schien mit Aufbietung der letzten Kräfte die Gedanken zu sammeln und leise, stockend, dennoch aber verständlich sprach er:

„Es liegt weit zurück, ehrwürdiger Vater, was ich zu beichten habe. Es ist auch keine Begehungs-, nur eine Unterlassungssünde. Weil aber der, der den Frevel beging und dem ich dabei half, so hoch, so sehr hoch stand im Ansehen der Menschen und auch unserer allein seligmachenden Kirche, darum hab ich doppelt schwer daran getragen all die langen Jahre.“

„Und hast Du nie Erleichterung und Verzeihung in der Beichte und Sühne gesucht, mein Sohn?“

„Nein, ehrwürdiger Vater. Der andere war zu mächtig, stand zu hoch — ich wagte es nicht. Jetzt ist er todt, und noch immer hielt ehrfurchtsvolle Scheu meinen Mund geschlossen, bis nun der Tod kommt, sie zu lösen — mit hinüber aber kann ich das Geheimniß nicht nehmen.“

Der Sterbende machte erschöpft eine Pause.

„Was ist's, mein Sohn, das Dein Gewissen beschwert?“ tönte dann wieder mild des Priesters Stimme.

„Es sind nun bald dreißig Jahre — ich war damals Küster in einem Dorfe dicht an der polnisch-russischen Grenze, da hab ich eines Nachts Meßner- und Zeugendienste zugleich thun müssen — bei einer Trauung, die — die —“

Der Kranke stockte, aber diesmal nicht vor Erschöpfung, sondern weil er nach dem rechten Wort zu suchen schien.

Der Geistliche ahnte das Weitere und kam ihm zu Hilfe.

„Bei einer Trauung, die kein Priester vollzog und die also ein Betrug war?“ fragte er streng.

Der Greis bewegte verneinend das Haupt.

„Nein, das nicht. Ein Priester vollzog sie — an einem Priester.“

Breski glaubte nicht recht verstanden zu haben, oder, daß die Sinne des Sterbenden sich bereits verwirrten.

„Besinne Dich, mein Sohn“, mahnte er eindringlich. „Es ist nicht möglich, was Du sagst; die Priester unseres heiligen Glaubens nehmen kein Weib.“

„Und doch ist es, wie ich sagte“, beharrte der Greis. „Das war ja eben der Frevel — und ich half dabei — und schwieg. Schwieg auch, als der Frevler höher und höher emporstieg in kirchlichen Aemtern und Würden und doch kein Bannstrahl sein Haupt traf, das zuletzt mit der Mitra gekrönt wurde.“

„Mit der Mitra — Du redest irre!“ unterbrach Konstantin den Beichtenden ernst.

„Nein, nein, ich rede Wahrheit“, lallte dieser. „Es wußte ja Niemand um das Geheimniß jener Trauung, der andere Zeuge, ein Bauer, ist längst todt, und wo der geblieben, der das heilige Sacrament der Ehe in jener Nacht vollzog — ich weiß es nicht. Vielleicht ist er auch todt — vielleicht schwieg er wie ich, von des anderen Macht darniedergedrückt.“

„Ja, Hochwürden“, brachte der Bauer mühsam hervor